

Gabriele Kohlbauer-Fritz

# Die jiddische Subkultur in Wien und die jüdische Arbeiterbewegung

Die Bedeutung Berlins als kulturelles Zentrum der russischen Emigration in den frühen zwanziger Jahren ist weithin bekannt. Neben russischsprachigen Künstlern und Schriftstellern zog Berlin auch viele jiddische Kulturschaffende an.<sup>1</sup> Auch Wien wurde nach dem Ersten Weltkrieg für kurze Zeit zu einem Zentrum jiddischer Kultur, allerdings in wesentlich kleinerem und provinziellerem Rahmen als Berlin. Während die Berliner Szene von Emigranten aus Russland geprägt war, die intensive Kontakte zu den Zentren des Jiddischismus in Warschau, Wilna, Kiew und Moskau pflegten, stellte für die Wiener jiddische Kulturszene Galizien mit Krakau und Lemberg das jiddischsprachige Hinterland dar. Spezifisch für die Wiener Verhältnisse war auch die tiefen, einseitigen und unerwiderten Bewunderungen der jiddischen Schriftsteller für die Wiener Literatur und Kultur:

Mein Traum war von der großen und weltberühmten Wiener Literatur durchwebt: Schnitzler, Altenberg, Richard Beer Hofmann, Stefan Zweig, Hugo von Hofmannsthal – von der Wiener Kunst und von der Wiener Schönheit und der strauß-blauen-donau-walzerhaften-Gesang- und Tanzlust, mit einem Wort: schäumende hoffnungsvolle Jugend, die selbst nicht so genau weiß, was sie will. Wie ich diese meine Wiener Traum-Hoffnungen alle mit dem unerschütterlichen Willen, ein Schriftsteller in Jiddisch und nur in Jiddisch zu sein und zu bleiben, verbunden habe, weiß ich heute nicht mehr. Aber muß denn ein Traum logisch sein?<sup>2</sup>

So reflektiert Melech Rawitsch in seinen Erinnerungen die paradoxe Situation der jiddischen Kulturszene in Wien.

In der Tat ignorierte die deutschsprachige Kulturelite Wiens die Existenz der jiddischen Kultur fast völlig. Man kann zu Recht von einer jiddischen Subkultur in Wien sprechen. Eine Ausnahme bildeten der expressionistische Dichter Albert Ehrenstein und die deutsche Dichterin Else Lasker-Schüler sowie die beiden Wiener Arbeiterdichter Ernst Waldinger und Ernst Petzold, die auch einige Gedichte ihrer jiddischen Kollegen ins Deutsche übersetzten.<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Stiftung Jüdisches Museum Berlin (Hrsg.): Berlin Transit. Jüdische Migranten aus Osteuropa in den 1920er Jahren. Göttingen 2012.

<sup>2</sup> Rawitsch, Melech: Das Geschichtenbuch meines Lebens. Hrsg. u. übers. von Armin Eidherr. Wien und Salzburg 1996. S. 35.

<sup>3</sup> Melech Rawitsch und Albert Ehrenstein hatten ursprünglich geplant, eine Anthologie jiddischer Dichtung in deutscher Übersetzung und deutscher expressionistischer Gedichte in jiddi-

Ein Unterschied zwischen Berlin und Wien liegt sicherlich auch darin, dass Wien vor dem Ersten Weltkrieg die Hauptstadt eines riesigen Imperiums und nach dem Zerfall der Monarchie Hauptstadt eines Kleinstaates war. Um die Situation im Nachkriegsösterreich besser zu verstehen, muss man einen Blick auf das Wien der Vorkriegsgeschichte werfen.

## Wien, das Tor zur großen Welt

Aus der Perspektive Galiziens und der Bukowina, den nordöstlichen Provinzen des Habsburgerreiches, war Wien mit dem Nimbus von Weltoffenheit und Toleranz versehen. Der österreichische Kaiser Franz Joseph erschien den von Pogromen heimgesuchten osteuropäischen Juden im verklärten Licht als Garant für Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Für die sogenannten „Ostjuden“ aus Galizien, Polen, Russland und Rumänien bedeutete Wien oft die erste Station im Westen, das Tor zur großen Welt, durch das sie dem Leben im Schtetl entfliehen konnten: Träume, die sich in der Wirklichkeit sehr oft als Illusionen erwiesen.<sup>4</sup>

Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wuchs die jüdische Gemeinde Wiens durch Zuwanderer aus allen Teilen der Monarchie sehr stark an. Im Unterschied zu den alteingesessenen Wiener Juden und den jüdischen Zuwanderern aus Böhmen, Mähren und Ungarn, die sich durch Sprache und Kleidung nicht von ihrer nichtjüdischen Umwelt unterschieden, waren viele galizische Zuwanderer sehr religiös und einer Tradition verhaftet, die vom Leben im Schtetl geprägt war. Ihre äußerlichen Attribute wie Kaftan, Schläfenlocken und die jiddische Sprache bildeten oft den Anlass für antisemitische Beschimpfungen und Verleumdungen.

Die Führungselite der jüdischen Gemeinde war deutschsprachig, assimiliert, politisch liberal und patriotisch gesinnt. In breiten Teilen des Wiener jüdischen Bürgertums galt das Jiddische als „Jargon“ von dem man sich tunlichst distanzierte, und schon gar nicht als eine eigenständige Sprache.

Zwar wurden in nationaljüdischen Studentenkreisen unter der Initiative von Natan Birnbaum jiddische Literatur und Liederabende veranstaltet und in den Gaststätten und Weinlokalen der Leopoldstadt traten galizische Liedersänger wie der berühmte Berl Broder oder Welwel Ehrenkranz auf, doch der Druck zur As-

---

scher Übersetzung zu veröffentlichen. Die Anthologie kam nicht zustande, aber eine kleine Auswahl von Gedichten von Else Lasker-Schüler und Albert Ehrenstein wurden in der Wiener jiddischen Zeitschrift *Kritik* veröffentlicht. Vgl.: *Kritik* 4 (1920). S. 19–22.

<sup>4</sup> Kohlbauer-Fritz, Gabriele: Das Wien-Bild in der jiddischen Literatur. In: Wien als Magnet? Schriftsteller aus Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa über die Stadt. Hrsg. von Gertraud Marinelli-König u. Nina Pavlova. Wien 1996. S. 367–389.

similation unter den galizischen Einwanderern war groß und das Ablegen der jiddischen Sprache war eine der Voraussetzungen für die Integration in die bürgerliche Gesellschaft. Wesentlich zur Aufwertung des Jiddischen in Österreich trug die Erste Jiddische Sprachkonferenz bei, die 1908 in Czernowitz abgehalten wurde und bei der Jiddisch erstmals als eine der Nationalsprachen der Juden proklamiert wurde.<sup>5</sup> Trotz zahlreicher politischer Kampagnen bei Reichsratswahlen und Volkszählungen, die von nationaljüdischen Gruppierungen propagiert wurden, wurde die jiddische Sprache in Österreich-Ungarn jedoch nie offiziell anerkannt.<sup>6</sup> Auch die österreichische Sozialdemokratie sprach sich gegen eine jüdische Autonomie aus. Die Entstehung einer eigenen jüdischen Arbeiterbewegung, die die Arbeiter unter anderem durch die Förmierung des Jiddischen erreichen wollten, wurde von den austromarxistischen Arbeiterführern abgelehnt.<sup>7</sup> Nichtsdestotrotz entstand 1905 in Österreich nach dem Vorbild des russischen Bund die „jüdische, sozialdemokratische Partei“ (Zydowska Partia Socjalno-Demokratyczna, ZPS). Die Entwicklung einer jiddischen Arbeiterkultur war ihr ein zentrales Anliegen. Auch die zionistische Arbeiterbewegung Poale Zion fasste bald nach ihrer Entstehung in Russland in Österreich Fuß. Wie der jiddische Schriftsteller Abraham Reisen, der im Sommer 1904 nach Wien kam, beschrieb, trafen sich die Anhänger der linken Zionisten in der Buchhandlung von Samuel Inslicht in der Unteren Augartenstraße 9.<sup>8</sup> Inslicht betrieb einen kleinen Verlag und Anfang 1905 reichten er und Nathan Gross die offiziellen Statuten des Arbeitervereins Poale Zion ein.<sup>9</sup> Beziehungen nach Wien hatte auch Ber Borochow, der als der eigentliche Begründer der Poale Zion in Russland gilt. Er musste Russland aus politischen Gründen verlassen und lebte mit Unterbrechungen von 1910 bis 1914 im politischen Exil in Wien, wo er das Parteiblatt *Dos fraye vort* herausgab und sich im Arkaden Café in der Reichsratsstraße regelmäßig mit einer kleinen Gruppe von

<sup>5</sup> Zu der politischen Bedeutung der Sprachkonferenz in Czernowitz für den Jiddischismus vgl. Fishman, Joshua A.: Attracting a Following, to High-Culture Functions for a Language of Everyday Life: The role of the Tshernovits Conference in the „Rise of Yiddish“. In: Ders.: Yiddish. Turning to Life. Amsterdam/Philadelphia 1991. S. 255–283.

<sup>6</sup> Brix, Emil: Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation. Wien 1982. S. 355–357.

<sup>7</sup> Bauer, Otto: Galizische Parteitage. In: Ders.: Werkausgabe. Bd. 8. Wien 1980. S. 590.

<sup>8</sup> Reyzen, Avrom: Epizodn fun mayn leben. Bd. II. Wilna 1929. S. 233.

<sup>9</sup> Inslicht dürfte später, wie viele andere Poale-Zionisten in die Kommunistische Partei eingetreten sein. Es ist ziemlich wahrscheinlich, dass er identisch ist mit Samuel Inslicht aus Wien Leopoldstadt, der Mitte Dezember 1935 in Belgrad unter dem Verdacht, ein sowjetischer Spion zu sein, verhaftet und zu drei Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Vgl. McLoughlin, Barry: Sowjetische Spionage in Österreich. 1927–1938. In: McLoughlin, Barry [u.a.]: Kommunismus in Österreich 1918–1938. Innsbruck/Wien 2009. S. 409.

russisch-jüdischen Emigranten traf.<sup>10</sup> In Wien betrieb Ber Borochow auch seine philologischen Studien zur jiddischen Sprachgeschichte.<sup>11</sup> Als er nach Kriegsausbruch 1914 als russischer Staatsbürger Österreich-Ungarn verlassen musste, um einer Internierung zu entgehen, hinterließ er sein gesamtes Archiv und seine Bibliothek in Wien. Melech Rawitsch schreibt in seinen Erinnerungen, dass er diese 1919 in einem sozialistischen Vereinslokal gesehen hat, möglicherweise in der Blumauergasse 1, wo ein jüdisches Arbeiterheim und Versammlungsräume der Poale Zion untergebracht waren.<sup>12</sup> Auch einige russischen Bundisten diente Wien vor dem Ersten Weltkrieg als politisches Exil. Im Jahr 1912 hielt der Bund in Wien eine Konferenz ab, an der so prominente Vertreter der Bewegung wie Vladimir Medem, Mark Liber und Ester Frumkin teilnahmen.<sup>13</sup>

## Jiddische Kulturrenaissance in Wien nach dem Ersten Weltkrieg

Eine breite Basis bekam die Entstehung einer jiddischen Kulturszene in Wien erst nach dem Ersten Weltkrieg. Fast die gesamte galizisch-jüdische Intelligenz war in den Kriegsjahren nach Wien übersiedelt, und die sozialistischen und zionistischen Parteiführer bauten in Wien ein jiddisches Pressewesen auf, um ihre politische Arbeit fortzusetzen und den galizischen Kriegsflüchtlingen beizustehen, die oft nur des Jiddischen mächtig waren. Die auflagenstärkste Zeitschrift der galizischen Diaspora in Wien war die von Naphtaly Mayer Racker herausgegebene nationaljüdisch orientierte *Viner morgentsaytung*<sup>14</sup>. An zweiter Stelle kamen verschiedene sozialistische jiddische Zeitschriften wie das offizielle Organ der Poale Zion *Der yudisher arbeyter*, dessen Redaktion 1914 von Krakau nach Wien verlegt wurde. Nach Kriegsende mussten sich die in Wien verbliebenen galizischen Juden den sogenannten „Optionsverfahren“ unterziehen. Wer sein „Heimatrecht“ in Wien durch die „Zugehörigkeit zur deutschen Sprache und Kultur“ nicht nachweisen konnte, sollte nach Polen abgeschoben werden, ungeachtet der in-

---

<sup>10</sup> Soxberger, Thomas: Revolution am Donaukanal. Jiddische Kultur und Politik in Wien 1904–1938. Wien 2013. S. 40–41.

<sup>11</sup> Borokhov, Ber: Di oyfgabn fun der yidisher filologye. In: Shprakhforshung un literaturgeshikhte. Gezamt un tsunoyfgeshelt fun Nakhmen Mayzil. Tel Aviv 1966. S. 53–75.

<sup>12</sup> Ravitsh, Melekh: Mayn leksikon. Bd. IV. Buch I. Tel Aviv 1980. S. 64.

<sup>13</sup> Jacobs, Jack: Written Out of History. Bundists in Vienna and the Varieties of Jewish Experience in the Austrian First Republik. In: In Search of Jewish Community. Hrsg. von Michael Brenner u. Derek J. Penslar. Bloomington and Indianapolis 1998. S. 117.

<sup>14</sup> Nach 1919 wurde der Titel auf *Yidishe morgenpost* umgeändert.

stabilen Situation im jungen Nationalstaat. De facto wurde dieses Ansinnen jedoch nie umgesetzt und viele Kriegsflüchtlinge blieben in Wien.<sup>15</sup> Trotz der schwierigen politischen und rechtlichen Situation der „Ostjuden“ in Wien entwickelte sich in den frühen zwanziger Jahren in den Kaffeehäusern und Kellertheatern des 2. und 20. Bezirks eine blühende jiddische Kulturszene. Jiddische Zeitschriften wurden herausgegeben, Verlage gegründet, das jiddische Theater, das sich schon seit einigen Jahrzehnten in Wien etabliert hatte, erlebte einen Aufschwung und selbst jiddische Filme wurden in Wien gedreht.

## Ideologische Auseinandersetzungen innerhalb der jüdischen Arbeiterbewegung in Wien

Die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg war auch geprägt von ideologischen Auseinandersetzungen innerhalb der jüdischen Arbeiterbewegung. Josef Kissman, ein Aktivist des Bund, gab zwischen 1919 und 1921 die Zeitschrift des Bund *Der veker* heraus. Politisch stand Kissman dem linken prokommunistischen Flügel des Bund nahe. Flügelkämpfe zwischen einem rechten, sozialdemokratisch orientierten und einem linken revolutionär marxistischen Lager fanden auch innerhalb der Poale Zion statt. 1920 war Wien Sitz des Weltkongresses der Poale Zion, bei dem sich die Partei in einen rechten und in einen linken Flügel spaltete. Das Organ des rechten Flügels *Undser vort* wurde von Berl Locker und Mendel Singer herausgegeben. Der linke Parteiflügel unter der Führung von Michael Kohn publizierte den *Avangard*. Dem Bestreben der linken Poale Zion, in die Komintern aufgenommen zu werden, wurde von dieser zunächst nicht stattgegeben, da auch die linken Poale Zionisten an Palästina als jüdischer Heimstätte festhielten und für einen gemeinsamen Kampf des jüdischen und arabischen Proletariats gegen den britischen Imperialismus eintraten.<sup>16</sup> Bei den Maiaufmärschen im Wien der Nachkriegsjahre marschierten jüdische Arbeiter und Arbeiterinnen in eigenen Blöcken und zum Teil mit jiddisch beschrifteten roten Fahnen mit. Während beim VI. Weltkongress der linken Poale Zion im Jahr 1922 in Danzig die Mehrheit der Delegierten dafür stimmten die Palästinafrage nicht aufzugeben und als eigenständige jüdische kommunistische Partei weiter zu existieren, verschärften sich die Fraktionskämpfe in Wien. Schließlich schieden einige Mitglieder des ultralinken Flügels, unter ihnen Hersch Nagler, Michel Kohn Ebner und Malke Schorr aus der Wiener Poale Zion aus und schlossen sich unter Preisgabe jeglicher jü-

---

<sup>15</sup> Holter, Beatrix: Die ostjüdischen Kriegsflüchtlinge in Wien. Salzburg 1978. S. 16–18.

<sup>16</sup> Soxberger: Revolution (wie Anm. 10), S. 113–133.

discher Selbstständigkeit der österreichischen kommunistischen Partei an. In seiner am 3. Februar 1927 im Jüdischen Künstlerkabarett auf der Wiener Praterstraße aufgeführten Revue *Von Sechistow bis Amerika* machte sich der jiddische Theaterautor Abisch Meisels über einen Auftritt der radikalen Arbeiterführerin Malke Schorr lustig. Im zwölften Bild, das eine Sitzung in der Kultusgemeinde darstellt, fordert diese die Errichtung der Kommune und die Abschaffung der Religion und der Kultusgemeinde:

Genossen und Genossinnen! Nieder mit dem Kapital! Es lebe die Arbeit. Lang genug haben wir zugesehen, wie die Reaktion mit Siebenmeilenstiefeln vorwärtsschreitet. Die Schwarzen verbreiten Gift unter den Arbeitermassen. „Glaube ist Opium für das Volk“, das sagt, ich weiß momentan nicht, wer, deshalb verlange ich keine Subvention, keine Unterstützung, sondern die Kultusgemeinde ist ein überflüssiges Institut, sie bringt Finsternis unter die Massen, deshalb muß sie demissionieren und wir werden die Verwaltung übernehmen, es lebe die Kommune, nieder mit der Bourgeoisie.<sup>17</sup>

## **Die jiddischen Schriftsteller in Wien. Vom Neoromantizismus zur expressionistischen Arbeiterlyrik**

Die jiddische Literaturszene, die in den frühen zwanziger Jahren abseits der Wiener Hochkultur entstand, sah sich als Teil der Arbeiterkultur. Zu diesem Kreis gehörten Melech Chmelnizki, Melech Rawitsch, Ber Horowitz, Max (Mendel) Neugröschen, Ber Schnapper, der Prosaschriftsteller Abraham Moses Fuchs und die Literaturhistoriker Moses (Mosche) Silburg und Moses (Mosche) Gross Zimmermann. Während sich die ältere Generation der galizisch-jiddischen Schriftsteller um Samuel Jakob Imber, David Königsberg und David J. Silberbusch an der europäischen Literatur des Fin de siècle, den Symbolisten und Dekadenten, orientierten und in der Literatur oft als galizische Neoromantiker bezeichnet werden, fühlte sich die jüngere Generation dem Expressionismus und einer proletarischen jiddischen Kultur verbunden<sup>18</sup> In ihrem Werk spiegelt sich das kulturelle Vakuum und die Entwurzelung, die die galizischen Juden nach dem Ersten Weltkrieg erfuhren, die Desintegration der „Ostjuden“ im Westen und die moralische Inflation in der Großstadt wider, der scheinbar nur der Sozialismus etwas entgegenzusetzen hatte. Einige der

---

<sup>17</sup> Meisels, Abisch: *Von Sechistow bis Amerika. Eine Revue in 15 Bildern.* Hrsg. u. übers. von Brigitte Dallinger u. Thomas Soxberger. Wien 2000. S. 132–135.

<sup>18</sup> Kohlbauer-Fritz, Gabriele: *Jiddische Subkultur in Wien.* In: Ist das jetzt die wahre Heimat? Hrsg von Peter Bettelheim u. Michael Ley. Wien 1993. S. 89–116.

jiddischen Autoren hatten Jiddisch nicht als Muttersprache, sondern stammten aus polnischsprachigen Haushalten. Sie entschieden sich aus politischen Gründen bewusst dafür, auf Jiddisch zu schreiben. Auch in formaler Hinsicht ließen sich einige der Autoren wie Melech Rawitsch und später Ber Schnapper auf Experimente ein. Ungewöhnliche Metaphern, ein freies Versmaß und die Verschmelzung von Inhalt und Form bildeten wesentliche Prämissen ihrer Poetologie. Das Exil und die Großstadt waren häufige Motive im Schaffen der jiddischen Schriftsteller in Wien. *Ruinengroz* nannte Melech Rawitsch seinen 1917 in Wien erschienenen Lyrikband. Dieser Titel war ihm beim Anblick der Ruinen seines Heimatdorfes, aus denen schon das frische Gras wuchs, in den Sinn gekommen, wie in seinen Memoiren nachzulesen ist. 1921 erschien sein zweites Buch *Nakete lider*, das seinem Bruder gewidmet war, der in Wien Selbstmord begangen hatte. Die Gedichte drücken Einsamkeit, Weltschmerz und das Bewusstsein der Allgegenwärtigkeit des Todes aus. Die Stadt mit ihren riesigen, grauen Zinskasernen und den anonymen Menschenmassen, die sie bevölkern, bilden ihren Rahmen. In Melech Chmelnizkis Gedichtesammlung *Oyf a shtiler steshke* (Auf stillem Pfad) wird der Gegensatz von Exil und Heimat im Bild von Stadt und Natur symbolisch verdichtet. Die Heimat ist eine idyllische Traumwelt, in der der Mensch im Einklang mit der Natur lebt, die Stadt hingegen ein steinernes Ungeheuer, das ihn sich selbst und seinen Nächsten entfremdet. Das Motiv von der sozialistischen Revolution, die den Stadt-Moloch zu Fall bringen könnte, findet sich in seinem Gedicht *Der ershter may*. Die Arbeitermassen, die durch die Straßen strömen, reduzieren sich zu einer Zusammenballung elementarer Kräfte. Das rauschende, lärmende Volk wird mit dem Bild des aufgewühlten Meeres verglichen, die Fahnen mit glühenden Flammen und das Lied der Arbeiter mit dem Donner.

Der ershter may  
 Se roysht un rasht dos folk, vi shturm tsuhilkhte yamen,  
 wos reysen shtiker breg, farfleytsen vild dem hafen –  
 Tsum himel veyt di fohn mit gliyend-royte flamen.  
 mit shtoltse shteren geyt a shvartse makhne shklafen

Un s'huzshet, hilkht a lid – a duner in gevitern,  
 A lid fun tsar un tsorn, fun royges un fun treren!  
 Farglivert shwaygt di shtodt un hoykhe turems tsitern.

O zay gebensht mir, kraft, vos vest di shtodt tseshteren!<sup>19</sup>

### Erster Mai

Es rauscht und lärmst das Volk, wie aufgewühltes Meer,  
reißt Land vom Ufer, überflutet wild den Hafen.  
Zum Himmel weht die Fahn mit glühend-roten Flammen,  
erhobnen Hauptes gehen Scharen schwarzer Sklaven

Ein Lied erkling, schwillt an, ein Donner im Gewitter,  
Ein Lied von Schmerz und Leid, von Wut und Tränen!  
Die Stadt erstarrt, die hohen Türme zittern

O sei gesegnet Kraft, du wirst die Stadt zerstören

Auch in den Gedichten Max Neugrösches findet man das Motiv der Stadt als Ort des Todes und der Vergänglichkeit: Im Freudenhaus, wo die jungen Frauen mit den Soldaten ausgelassene, wilde Tänze tanzen, sitzt der Tod in einer Ecke und spielt ein Lied auf einer uralten Fiedel. Die Stadt ist das „schwarze Königreich“ des Hungers, der Angst und der Not, der sozialen Ungerechtigkeit und der Ausbeutung. Einen Ausweg aus der Misere deutet Neugrösche in einigen seiner sozialistischen Lieder an, wobei er sich oft einer religiösen Metaphorik bedient. So im Gedicht *Tseshmetern*, in dem er die unterdrückten Massen aufruft, die abgelebten Götter zu kreuzigen und die schimmelfeuchten Wände der Stadt zu zerschmettern.

### Tseshmetern!

Tseshmetern di shiml-faykhte vent  
Un kraytsikn di opgelebte geter  
Inaynem mitn kaynmoldikn „shpeter“!  
Fun zun dem nepl rayst arop dem groyen!!  
Mir hobn yunge, blyendike hent,  
un wisen, az tseshmetern heyst: boyen!<sup>20</sup>

### Zerschmettern!

Zerschmettern die schimmel-feuchten Wände

**19** Kmyelnitsky, Meylekh: Oyf a shtiler steshke. Vin 1921. S. 24. Zit. nach: In einer Stadt, die stirbt. Jiddische Lyrik aus Wien. Hrsg. u. übers. von Gabriele Kohlbauer-Fritz. Wien 1995. S. 54 f.

**20** Naygreshl, Mendel: In shvartsn malkhes. Vin 1924. Zit. nach Kohlbauer-Fritz: Stadt (wie Anm. 19), S. 86 f.

Und kreuzigen die abgelebten Götter  
 Gemeinsam und nicht etwa „später“!  
 Von der Sonne reißt den Nebel herunter, den grauen!!  
 Wir haben junge, sprossende Hände,  
 und wir wissen, zerschmettern heißt: bauen!

## Mosche Silburg, der Theoretiker der jiddischen Linken in Wien

Eine wichtige Rolle im politischen und literarischen Leben der Jiddischisten in Wien spielte Mosche Silburg und seine Zeitschrift *Kritik*, die im Verlag Der Kwall herausgegeben wurde. Sie war zwar keine ausgesprochene Parteizeitung, aber stand eindeutig auf Seiten einer proletarischen jiddischen Kultur und polemisierte gegen die bürgerlichen Zionisten und Anhänger der Assimilation. Die Zeitung erschien zwischen 1920 und 1921, also in der heißen Phase der Auseinandersetzung des rechten und linken Flügels der Poale Zion und der Diskussionen über die Haltung zur Komintern. Veröffentlicht wurden auch Beiträge der Kiewer Gruppe um Peretz Markisch, David Hofstein und Leib Kwitko, David Bergelson und Der Nister sowie Beiträge von New Yorker Autoren aus der Gruppe *Die Junge*. In seinem Essay *Vos ikh hob aykh tsu zogen*, der in Fortsetzungen in der *Kritik* erschien<sup>21</sup>, zog Mosche Silburg hart mit den jüdischen Intellektuellen ins Gericht, die die Probleme der jüdischen Massen in Osteuropa ignorierten und allenfalls wie beispielsweise der Kreis um Martin Buber die Welt des Schtetls und des ost-europäischen Judentums nostalgisch verklärten.<sup>22</sup> Scharfe Kritik übte er an den rechten Zionisten um Wladimir Jabotinsky, die in seinen Augen die jüdischen Ideale von Gewaltlosigkeit verrieten und einem Militarismus frönten, der zu Klassenkämpfen und Kriegen führen würde.<sup>23</sup> Eine Lösung sah Silburg in der konsequenten Durchsetzung der kulturellen Autonomie und der Förderung des jiddischen Schulwesens. Der Träger der modernen jiddischen Kultur war in seinen Augen die jüdische Arbeiterbewegung. Vorsichtig war Silburg allerdings bei seiner Einschätzung gegenüber den Entwicklungen im revolutionären Russland. Zwar wurde von den *Jewsekijes* der Gebrauch des Jiddischen forciert, ein jüdisches Verlagswesen etabliert und jiddische Schulen errichtet, doch seien diese Maßnahmen, wie Silburg vermutete, nur als Vorstufe zur eigentlich gewollten voll-

---

<sup>21</sup> Zilburg, Moyshe: *Vos ikh hob aykh tsu sogen*. In: *Kritik*. (1920 – 21).

<sup>22</sup> Zilburg: *Vos ikh* (wie Anm. 21), Nr. 1, S. 6.

<sup>23</sup> Zilburg: *Vos ikh* (wie Anm. 21), Nr. 3, S. 4f.

ständigen Assimilation an die Mehrheitskultur zu sehen.<sup>24</sup> Diese prophetisch anmutenden Bedenken Silburgs gegenüber der Nationalitätenpolitik des „Arbeiterparadieses“ wurden in den späten dreißiger und vierziger Jahren bald zur bitteren Realität. Zahlreiche jiddische Autoren, Journalisten und Kulturschaffende fielen den stalinistischen Säuberungen zum Opfer, jiddische Zeitschriften, Verlage und Kulturinstitutionen wurden geschlossen und ihre Vertreter wurden als bourgeoise Nationalisten oder als wurzellose Kosmopoliten diffamiert.

Doch viel schneller noch als in der Sowjetunion und viel schneller als in Berlin ging die kurze Blütezeit jiddischer Kultur in Wien zu Ende. Die Gründe dafür waren vielfältig. Zum einen fehlte der jiddischen Kultur in Wien eine breite Basis, der Druck zur Assimilation an die deutschsprachige Umgebungskultur war groß und nicht zuletzt waren die materiellen Bedingungen im Nachkriegswien prekär. Silburg selbst, der in Wien als Hebräischlehrer finanziell kaum über die Runden kam, übersiedelte 1923 mit seiner Familie nach Polen. Er arbeitete als Übersetzer und Redakteur in verschiedenen polnisch-jiddischen Zeitschriften. Im Zweiten Weltkrieg wurden er, seine Frau und die gemeinsame Tochter von den Nationalsozialisten im Wilnaer Ghetto ermordet.

## Niedergang der jiddischen Kulturszene in Wien

Mitte der zwanziger Jahre lebten nur noch wenige jiddische Autoren ständig in Wien. Melech Rawitsch übersiedelte nach Warschau, wo er gemeinsam mit Uri Zwi Grinberg und Peretz Markisch die Gruppe *Chaliastre* gründete. Andere zogen nach Berlin, Paris oder in die USA und manche politische Aktivisten auch in die Sowjetunion. Zwar erschienen auch noch Ende der zwanziger und in den dreißiger Jahren jiddische Publikationen in Wien, so die von Max Neugröschen herausgegebene *Kleyne antologye fun der yidisher lirik in galitsie 1897–1935*<sup>25</sup>, doch der jiddische Literatenkreis in Wien war auf eine kleine Gruppe zusammengezschrumpft.

Das letzte jiddische Buch, das im Jahr 1938 in Wien im Verlag von Abraham Ber Cerata erschien, war ein von Ber Horowitz herausgegebener Sammelband mit Übersetzungen aus der polnischen Literatur: *Fun Itsig Vatnmakher biz Itsig Gutkind. Yidishe motvn in der poylisher poezie.*<sup>26</sup> Auf dem Frontispiz ist eine persönliche Widmung des Autors an die Wiener Kultusgemeinde, datiert mit Februar

---

<sup>24</sup> Zilburg: Vos ikh (wie Anm. 21), Nr. 6, S. 10.

<sup>25</sup> Naygreshl, Mendel: *Kleyne antologye fun der yidisher lirik in Galitsie 1897–1935*. Wien 1936.

<sup>26</sup> Horovits, Ber: *Fun Itsig Vatnmakher biz Itsig Gutkind. Yidishe motvn in der poylisher lirik*. Wien 1938.

1938. Einen Monat später musste der Autor aus Wien flüchten. Er kehrte in sein galizisch-polnisches Schtetl Majdan zurück, wo er Anfang der vierziger Jahre von den Nationalsozialisten ermordet wurde.

Eines der letzten jiddischen Werke, in dem Wien eine zentrale Rolle einnimmt, ist zwar nicht in Wien erschienen, sondern 1940 in New York. Es ist auch nicht von einem Wiener jiddischen Schriftsteller verfasst, sondern vom amerikanischen Autor Jacob Glatstein, der jedoch die Wiener Situation sehr gut gekannt haben muss. Der Jugendroman *Emil und Karl* erzählt von der menschenverbindenden Kraft der Sozialistischen Internationale, der es gelingen wird, den Faschismus zu besiegen.

Die Geschichte spielt in Wien in den Jahren nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten und handelt vom Schicksal und der Freundschaft eines jüdischen und eines nichtjüdischen Buben. Beide haben ihre Eltern verloren. Karl stammt aus einer sozialistischen Familie. Sein Vater wurde beim Arbeiteraufstand 1934 erschossen, und seine Mutter wurde gleich nach dem „Anschluss“ verhaftet. Karls bester Freund Emil ist Jude. Karl beschließt, ihm beizustehen. Gemeinsam irren die beiden Kinder durch Wien, das sich in ein böses Narrenhaus verwandelt hat. Auf den Wiener Straßen hat nun der Pöbel das Sagen: Betrunkene grölende Nazis, biedere Hausfrauen, die die Gelegenheit nutzen sich in jüdischen Geschäften gratis zu bedienen, und zahlreiche Schaulustige, die mit Schadenfreude zusehen, wie Juden gedemütigt werden. Emil und Karl werden gezwungen, gemeinsam mit anderen Juden die Wiener Straßen zu waschen. Aus Solidarität mit Emil gibt sich Karl nicht als „Arier“ zu erkennen. Vor Erschöpfung drohen Karl und Emil zusammenzubrechen, doch plötzlich kniet neben ihnen ein alter Jude, der den Kindern Trost zuspricht und ihnen eine chassidische Melodie vorsingt, die ihnen plötzlich neue Kraft gibt. Die würdige Erscheinung des alten Juden löst selbst bei dem SS-Mann Verunsicherung aus, worauf er die Kinder und den frommen Mann laufen lässt. Wenn immer Karl und Emil von Angst gepackt werden, summen sie nun die chassidische Weise und fühlen sich somit wieder sicher. Schließlich gelingt es den Kindern, bei der Widerstandskämpferin Mathilde und ihrem Freund Hans unterzukommen, einem ehemaligen Varietékünstler, der einen Geistesgestörten mimt, um jeglichen Verdacht von sich abzulenken. Jedoch bereits nach wenigen Wochen wird ihr Versteck verraten. Hans wird verhaftet, Mathilde gelingt es, die beiden Freunde mit einem der Kindertransporte nach England zu schicken. Sie selbst beschließt in Wien zu bleiben und weiterzukämpfen, doch sie verspricht den Kindern, dass Wien befreit werde:

Mir lebn itst wi di meyz, bahaltn in die lekher, ober fun waytns vet ir hern, wen es kumt der tog fun undser frayd, wen Vin vet tsurik vern Vin, Berlin vet zurik vern Berlin, wen mentsh vet tsurik vern mentsh.<sup>27</sup>

Jetzt leben wir wie die Mäuse in Löchern versteckt, aber in der Ferne werdet ihr von unserem Freudentag hören. Wien wird wieder Wien sein, Berlin wird wieder Berlin sein, und die Menschen werden wieder Menschen sein.

---

<sup>27</sup> Glatshtejn, Jakov: Emil un Karl. New York 1940. S. 157.